Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 1

Artikel: Der unfreiwillige Kuppler
Autor: Linden, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662057

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

digen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen» vom wahrhaft Schönen: «Die höchste Gesetzmässigkeit muss da sein, aber sie muss als Natur erscheinen.»

Was das Gegenteil der Schönheit, die Hässlichkeit, eigentlich ist, erklären die Dichter nicht. Da wir aber von mehr Hässlichem als Schönem umgeben sind, lohnt es sich zu fragen, was es damit auf sich hat.

Wer die Natur betrachtet, findet keine schlechthin hässlichen Formen, und das widrige Gefühl beim Anblick einer Spinne, eines Wurmes, einer Schlange, einer Kröte verliert sich für den, der diese Geschöpfe genauer ansieht. Dann stellt sich heraus, dass ein Spinnenbein nicht ausgeformter erdacht werden kann, als es ist, dass die Windungen des Wurmes sanft an das Erdreich angepasst sind, dass die Schlangenhaut die feinsten Farbabstimmungen zeigt, und dass die Kröte einen Schwermutsblick aus goldenen Augen sendet. Was wir Unkraut nennen, ist doch noch zierlich verzweigt und vollendet in seiner unscheinbaren Bildung.

Der Erfinder des Hässlichen ist der Mensch. In ihm wohnt es als Hass und Verkümmerung. Er überträgt Bitterkeit, Gram, Neid und Bösheit auf die Kreatur, die er verdirbt, indem er sie für keinen anderen Zweck bestimmt glaubt, als von ihm ausgenützt zu werden. Wenn er ein Tier sieht, prüft er, ob es sich essen lässt. Der Baum ist ihm etwas, das abgesägt werden muss, um Bretter daraus zu schneiden. Und so wandelt nur noch schlachtbares Vieh um ihn, und wo er die Axt niedersausen lässt, veröden die Wälder.

Das Zerrissene im Menschen nimmt mit der materiellen Beherrschung der Erde zu, und es fällt dem Menschen immer schwerer, in einer zerstörten Umwelt, die er sich aus den Alpträumen eines gemarterten Hirns flickt und zusammenstückelt, glücklich und unbekümmert zu atmen. Die Hässlichkeit nimmt zu in der Welt.

Im Grossen lässt sich das nicht aufhalten; die Massen kommen herauf und wollen ihr Lebensrecht, sie wollen verdienen, irgendwo wohnen und satt werden, und die Seufzer nach der ungestörten Idylle verändern nichts. Immerhin sehnen wir uns oft nach den Gärten, in denen alles sinnvoll blüht und reift, und die Hoffnung jeder Jugend beginnt wieder mit dem gleichen Traum.

Die Hässlichkeit stellt die eigene Verzerrung schamlos zur Schau. Sie behauptet, dass es zum Wesen des Menschen gehöre, sich in Leiden zu krümmen, Roheiten zuzufügen, beleidigt zu werden und zu beleidigen. Sie geisselt die Empfindungen des Guten und Edlen mit Hohn. Sie hat den scharfen Verstand, das Nichtswürdige und Erbärmliche zu durchschauen. Sie nimmt ihren Platz in einer Wirklichkeit ein, die sie vielleicht verflucht, doch auf die schwachen Schultern zerrt.

Allerdings preisen die Menschen die Schönheit, aber nur wie ein zerschlagenes Götterbild, das keiner mehr anbetet. Die Wahrheit hat die Züge der Meduse, der furchtbaren, und die Seelen erstarren. Der holde Schein wird zur Lüge.

Der unfreiwillige Kuppler

Seinen dritten Sohn hatte Lorenzo Lucca, ein angesehener Grosskaufmann in Genua, auf die Sorbonne nach Paris geschickt, damit späterhin ein Mann der Wissenschaft die Familie ziere.

Francesco Lucca hatte die redliche Absicht, den hochstrebenden Wunsch seines Vaters zu erfüllen; vorerst aber war er noch viel zu jung, um es eilig zu haben. Zunächst hielt er Paris, die ihn unfasslich dünkende Stadt, für die wichtigste aller Wissenschaften, und er widmete sich daher diesem realen Studium mit jenem Fleiss, der sogar die Nacht zum Tage macht. Dennoch dauerte es fast drei Monate, bis er Fiammetta Souton sah. Die Pariser Strasse hatte den jungen Italiener in die Allgewalt ihres Zaubers so tief verstrickt, dass er an Theaterbesuche, die doch wohl zu den geistigen Pflichten eines Studenten zählen, kaum gedacht hatte.

Ahnungslos, sogar mit wenig Lust und lediglich um sich Freundeswünschen anzupassen, war Francesco Lucca in die Comédie française geraten. Als er herauskam, trennte er sich sofort unter einem Vorwand von seinen fröhlichen Freunden. Er musste allein sein. Er war nicht mehr Herr über sich selbst. Er hatte Fiammetta Souton gesehen.

Diese Schauspielerin war allerdings auch in einer ganz besonderen Weise geeignet, das Herz eines Italieners in der Fremde zu entzünden. In Fiammetta Souton, der Tochter eines französischen Provinzbankiers und einer italienischen Sängerin, hatten sich zwei Nationen in einer entzückenden Verbindung gemischt. Fiammetta Souton sah aus wie eine jener schwarzhaarigen Römerinnen, welche die grossen Maler der Renaissance verewigt haben, Frauen mit stolzen Augen und ernstem Mund, der

nur selten lächelt, Frauen, deren Liebe fast stets von Geheimnis und Tod umlodert ist. Fiammetta Souton aber lachte gern, und die lichte Heiterkeit der Provence, der Heimat ihres Vaters, verlieh ihrer Schönheit einen höchst eigentümlichen Reiz.

Erst wenige Wochen war es her, dass Francesco Lucca Italien verlassen hatte, und doch war es ihm schon oft widerfahren, dass die Heimat sich traumhaft in sein Bewusstsein drängte, dass sein Fuss stockte im Tumult der Boulevards, sein Auge hinirrte über einen grauen Himmel und die unendlichen Steinkolonnen der Häuser — er aber nichts sah und spürte hiervon, denn er sah das Meer, das ferne, festlichblaue, Genua anschäumende Meer, vor dem er Nächte gesessen hatte.

Also war es natürlich, dass ihn im Gesicht der Schauspielerin Fiammetta Souton zunächst das Gesicht des Vaterlandes ansah, aber dann waren es doch der Charme und die Grazie dieser Frau, welche den Studenten aufs tiefste entzückten.

Tage der Erregung, des Zweifels, der Ratlosigkeit und der Unordnung waren gekommen. Abends sass Francesco Lucca in der Komödie und staunte immer wieder von neuem über Fiammetta Souton, über dieses einmalige Nebeneinander von düsterstolzer Schönheit und süssem leichtsinnigem Lachen, von Ernst und Grazie. Pläne fielen ihm ein und wurden verworfen. So jung Francesco Lucca auch war, zweifelte er doch schon an der Wirksamkeit von abgedroschenen Mitteln, wie Briefen, Blumen und Geschenken — die keiner Beachtung gewiss waren, und die Berufung auf die gleiche Nationalität kam für ihn schon gar nicht in Betracht. Er wollte die Bekanntschaft Fiammetta Soutons machen, aber er fürchtete sich, unangenehm aufzufallen oder sogar für dumm gehalten zu werden. Er sprach mit niemand über sein Erlebnis, hütete es als Geheimnis. Sooft es ihm möglich war, ging er an dem Haus, wo Fiammetta Souton im ersten Stockwerk wohnte, vorbei und spähte die Fenster entlang, aber nie erblickte er die Schauspielerin.

Indes drang stets eine Stimme an Francescos Ohr, eine Stimme, die es zwar gut meinte, aber scheinbar nicht viel zu sagen wusste. «Bon jour», sagte sie, die Stimme, «bon jour!» Nur zwei Worte und immer dieselben Worte, schnell, hart, krächzend hervorgestossen, etwas kratzend im Ton, wie eine alte Grammophonplatte klingt. Ach, seufzte der Zuhörer Francesco Lucca, der den Besitzer dieser Stimme sofort erkannte, dieser nette Papagei wünscht jedermann guten Tag! Wie schön wäre es, dieses «Bon jour» aus dem Munde Fiammetta Soutons zu hören oder vielleicht sogar ein Buon giorno? Das wäre eine Musik, die keinem Komponisten einfallen würde.

Die Tage vergingen. Francesco Lucca verharrte hinter den Nussbaumstämmen und starrte zu den Fenstern hin; aber nur abends, vom Logenplatz aus, sah er Fiammetta Souton. Unverdrossen rief der Papagei indes sein «Bon jour» — ein kleiner, rauhstimmiger Tröster, und der Student bezog ihn ein in seine zärtlichen Gefühle. Francesco Lucca suchte und forschte, aber von keinem seiner Bekannten, die ohnedies nicht zahlreich waren, führte eine Beziehung zu Fiammetta Souton. Die Melancholie griff mit ihren weichen, dunklen Händen nach dem Studenten, und er war nahe daran, gegen seine Ansichten zu handeln, eine Gewalttat zu begehen oder eine Dummheit. In diesen Tagen der zunehmenden Schwäche vollzog sich ein Ereignis, das einem Wunder gleichkam.

Ein guter Tag erwartete Francesco Lucca. Er stand am Uebergang der Porte Saint-Denis. Hier vergass er immer die Hast, verharrte als faszinierter Zuschauer, denn dieser Platz bietet eines der grossartigsten Verkehrsbilder der Stadt. Einen erkrankten Freund wollte Francesco Lucca besuchen; ihm zu Gefallen hatte er heute sogar auf den Weg zu Fiammettas Haus verzichten müssen. Merkwürdig heiss brannte die Sonne an diesem Septembermittag. Die Menschen strömten, vom Stab des Polizisten gelenkt, über den Boulevard. Plötzlich sah Francesco Lucca eine Erscheinung, die ihn sonderbar fesselte; einen kleinen Kerl, eine jener Gestalten, wie sie an den Metroausgängen ihr Elend zur Schau stellen — ein Bettler also jedenfalls. Auf dem Rücken trug der Mann einen Sack, der zusammengelesenes Gerümpel enthalten mochte, von dem der arme Kerl sich wahrscheinlich einige Francs Erlös erhoffte. Francesco Lucca drängte sich dicht an diesen Menschen, der Daumiers Karikaturenreich hätte entstammen können.

Sein Interesse erschien ihm psychologisch — in Wahrheit führte Fortunas Hand den Italiener. Zur gleichen Zeit wie der Sackträger erreichte Francesco Lucca das jenseitige Trottoir. Da machte er eine Entdeckung, über die er vor Lust am liebsten gebrüllt hätte. Mit dem erfolgreichsten Goldgräber Arizonas hätte er diese Entdeckung nicht getauscht. Der Sack des Kleinen tönte. Es war nur ein leises, seltsam knackendes Tönen, wie die Laute eines Wesens, dem die Luft zu knapp ist; aber Francesco Lucca verstand, obgleich ihm das Herz

vor Erregung wie rasend klopfte, die Worte, die dumpf gekrächzten Worte. «Bon jour, bon jour», keuchte es wie ersterbend aus dem Sack des Fremden. Blitzschnell erfasste Francesco Lucca die Lage. Er ging dem kleinen Sackträger nach, verfolgte ihn durch die Rue Saint-Denis, wartete, bis eine menschenleere Strassenpartie kam, um kein Aufsehen zu erregen, klopfte dem Vordermann, der von der Verfolgung scheinbar nichts bemerkt hatte, plötzlich bedeutungsvoll auf die Schulter und sagte: «Mein Herr, Sie haben nun zu wählen zwischen mir und dem Gefängnis ... Sicherlich ist es gemütlicher, mit mir zu verhandeln!»

Hastig fuhr der Kopf des Sackträgers herum bei dieser ungewöhnlichen Ansprache. Zwei kleine schwarze Augen starrten mit tückischem Blick. «Sie sind wohl verrückt, junger Mann, einen ehrlichen Arbeiter mit solchen Witzen am hellen Tag zu erschrecken!» fuhr der Fremde barsch den Studenten an.

«Pardon, mein Lieber», sagte Francesco Lucca, der seine Freude offen funkeln liess. «Ich brauche Ihnen nur das Haus 31 Rue de Rivoli zu nennen, und Sie werden zahm sein wie ein Schaf und Gott danken, dass Sie gerade von mir erwischt worden sind. Gehen wir hier hinein!»

Der Student schob den wahrhaftig verstummten Sackträger in eine kleinere Brasserie und nötigte ihn in den fensterlosen Hinterraum, den eine schwache rote Ampel spärlich erhellte. Der Wirt, dick und rundlich, kam und ging, keine Spur von Neugierde in der Miene. Männer mit dunklen Geschäften war er gewohnt. Er machte sogar die Tür hinter sich zu.

«Zuerst wollen wir das liebe Tier wieder einmal an die Luft lassen —», sagte Francesco Lucca, nahm dem Mann, der es willenlos geschehen liess, den Sack aus den Händen, öffnete ihn und leerte den Inhalt auf den breiten Holztisch. Der Italiener hatte sich nicht getäuscht. Mit zuckenden Flügeln, endlich den Seidentüchern entronnen, hüpfte ein gelb-blau gestreifter Papagei auf Tisch, Stuhl und Boden und schrie immerzu, voll der Lust an der wiedererlangten Bewegungsfreiheit, sein Francesco Lucca so wohlbekanntes freundliches «Bon jour! Bon jour!»

Der junge Italiener sah entzückt auf den Paradiesvogel.

Ein leichtes Taumeln über das plötzliche Glück dieses phantastischen Zufalls überfiel ihn. Im gleichen Augenblick stieg jedoch ein anderer, schrecklicher Gedanke in ihm auf. Lucca dachte nicht sofort daran, dass er den Dieb mit den Worten «Rue de Rivoli» bereits festgenagelt hatte. Würgend presste ihn plötzlich die finstere Angst. Ohne Zweifel gab es noch mehrere Papageien in Paris, vielleicht sogar viele, die «Bon jour» riefen — so originell war der Ruf doch wahrhaftig nicht! Der Student hatte den Papagei der Schauspielerin immer nur gehört, aber nie gesehen, kannte also nicht dessen Grösse und Farben. Lucca raffte sich zusammen, er kam sich vor wie ein Vabanquespieler, der seine letzte Münze riskiert.

«Wann haben Sie eingebrochen bei Fräulein Souton?» rief er laut, und doch spürte er ein leises Angstzittern in seiner Stimme. Der Todesstreich blieb aus. Fortunas Lächeln blieb.

«Vor einer Stunde!» erwiderte der Mann mürrisch.

«Das war Ihr Glück, mein Freund!» fuhr Lucca, den tiefen Atemzug möglichst verbergend, fort, «dass Sie gerade die Schauspielerin Fiammetta Souton beraubten, und mein Glück war es, dass Sie es nicht verschmähten, den Papagei mitzunehmen. Ihr Glück mögen Sie, mein Kleiner, nun darin erkennen, dass ich Sie nicht nur laufen lasse, statt Sie der Polizei auszuliefern, sondern dass Sie von mir belohnt werden! Ein Dieb, der für seinen Diebstahl belohnt wird — gab es das schon in ihren Kreisen? Ich selbst werde Fräulein Souton alles zurückbringen!»

Der Ertappte sah den Italiener mit einem prüfenden Blick an, als traue er diesen zweifellos unerwarteten Worten nicht recht.

Francesco Lucca nahm seine Brieftasche heraus und legte fünf Hundertfrancscheine auf den Tisch.

Langsam begriff der Mann, nahm die Banknoten und sagte: «Merci!» Der Student packte die gestohlenen Sachen, zwei Kleider, zwei Pelze, mehrere Armbänder und Ringe sowie etliche antike Wertgegenstände, wieder in den Sack.

«Wenn Sie wollen», sagte Lucca ironisch, «können Sie mich begleiten, um sich davon zu überzeugen, dass alles wieder dorthin kommt, woher Sie es geholt haben!»

Wieder sagte der Mann «Merci!», meinte es aber dieses Mal gewiss anders. Lucca lachte: «Aber so liebenswürdig werden Sie noch sein, ein Taxi herbeizurufen?»

«Gewiss», entgegnete der Mann und entfernte sich.

*

Als Francesco Lucca zum erstenmal den Salon der Schauspielerin betrat — den Ort seiner

Die Pflüger

Ernst Brunner

Wunschträume — erblickte er Fiammetta Souton, mit allen Zeichen des Zorns und der Verstörtheit im edlen Gesicht. Sie war in Gesellschaft von zwei eifrig redenden Herren — Beamten der Kriminalpolizei. Der Student setzte den Papagei auf die Stange und breitete den Inhalt des Sackes auf dem vergoldeten Rokokotisch aus.

Von den zwei Geschichten, die er zu erzählen hatte, erzählte er zunächst eine. Im Verlaufe seines wunderlichen Berichtes glättete sich die Miene der Schauspielerin, und Francesco Lucca sah unmittelbar das hinreissend schöne Lächeln, und dieses Mal ging es ihn persönlich an.

Dann verabschiedeten sich die beiden würdigen Vertreter der Polizei, nicht ohne ausführliche Notizen über diesen aussergewöhnlichen Fall gemacht zu haben. Nun erzählte Francesco Lucca die zweite Geschichte. Diese indes erzählte er weniger fliessend, minder schlagfertig, wesentlich stiller, dazu oftmals stockend — — und hier schliesst unsere Geschichte, deren Aufgabe es lediglich war, zu zeigen, welch seltsamer Mittel sich zuweilen der in seiner Phantasie unerschöpfliche Zufall bedient, um menschliche Beziehungen zu schaffen.

Hermann Linden

Weinlese

Wenn die ersten Nebel ziehen
morgens über Berg und Tal,
spüren wir des Herbsts Bemühen
und sein Drängen überall.

In den Weinberg kommt nun Leben,
denn die bunte Schar erscheint;
und beim Sausertanze schweben
junge Paare, frohvereint. —

Winzer füllen jetzt die leeren
Tonnen mit dem edlen Saft.
Kommet, trinket, eh' sie gären,
süsse Tropfen, Sonnenkraft! —

Robert Schaller

Der Hühnerpeter

Bei Giovanni ass man gut, das wussten viele. Und Giovanni Pezzi, der umfangreiche Wirt, hätte eigentlich viel vergnügter in sein freundliches Lokal blicken dürfen, als er es jetzt eben tat. Allein, er stierte trübselig und widerwillig auf Herrn Peter, den ehrenwerten Abteilungsleiter in der Schraubenfabrik Gewinde AG. «Also Pezzi — abgemacht?» Des Besuchers Stimme klang unangenehm. «Einverstanden», murmelte Giovanni und rieb nachdenklich sein fettes Kinn. Schau, schau, das war so eine Sache mit dem Herrn Peter!

*

Herr Peter dagegen rieb sich die Hände. Die fünfzig Untergebenen entflammten in seiner vergnügten Laune. Ein Flüstern und ein Kichern lief von Werkbank zu Werkbank. «Bei Giovanni werden wir essen! Es gibt Hors d'Oeuvre, Poulet und Pommes frites und zum Dessert Crème Chantilly.» Einer pfiff durch die Zähne: «Crème Chantilly . . . ohooo! . . . Was ist denn das?» Wenige wussten es, aber viele wussten es besser. Jemand prahlte: «Nichts als lauter geschwungene Nidel!» Worauf sich Frau Dreher entrüstete: «Nein, das ist nicht wahr! Es ist gewiss etwas viel Vornehmeres! Denken Sie — bei Giovanni! Oh, wie ich mich freue!» Herr Peter zog die Gemeinschaftskasse hervor und wühlte wollüstig in den Münzen. Seit einem Jahr hatten alle hier Beschäftigten jede Woche ein paar Batzen zusammengetragen, und nun würde bald das köstliche Festessen stattfinden. Der scharfzüngige Vorarbeiter Walter raunte einem Vertrauten zu: «Ich würde mich nicht wundern, wenn sich der Peter bei Giovanni eine Kommission ausbedungen hätte . . »

Giovanni, der liebe, gute, menschenfreundliche Giovanni wälzte sich auf seinem Lager und fand keinen Schlaf. Die Bettfedern knackten und ächzten unter seinem Gewicht, als wären seine schwarzen Gedanken in die Matratzen gefahren. Frau Pezzi wusste um die Sorgen, die ihren Mann und — eine Folge des Bettfederngeräusches — sie selbst wachhielten. Sie nahm an ihnen Anteil, getreu dem biblischen Spruch, wonach eines des anderen Last tragen soll, und schlicht betonte sie: «Du bist ein Prachtsexemplar von einem Esel.» Giovanni wollte sich rechtfertigen: «Aber fünfzig Gedecke — hättest du die Bestellung etwa ausgeschlagen? Herr Peter besitze überdies einen